

partei treu blieb. Daraus entwickelt er die Frage, wieso eine Partei, die sich eigentlich durch anti-linke Positionen auszeichnete, diese Position übernimmt.

Seine Untersuchung gliedert sich in vier Kapitel und ein Fazit. Das erste Kapitel stellt eine Einführung in die Geschichte der Sozialdemokratie dar und benennt ihre wichtigsten Charakteristika, wie etwa der Beziehung zu einer Arbeiterorganisation und dem Bekenntnis zur parlamentarischen Demokratie. Gleichzeitig gibt er einen Überblick über die wichtigsten Strömungen der Analyse sozialdemokratischer Parteien. Im letzten Abschnitt widmet er sich der Frage, welche Entwicklung diese außerhalb Europas, im Besonderen in Südamerika, genommen haben.

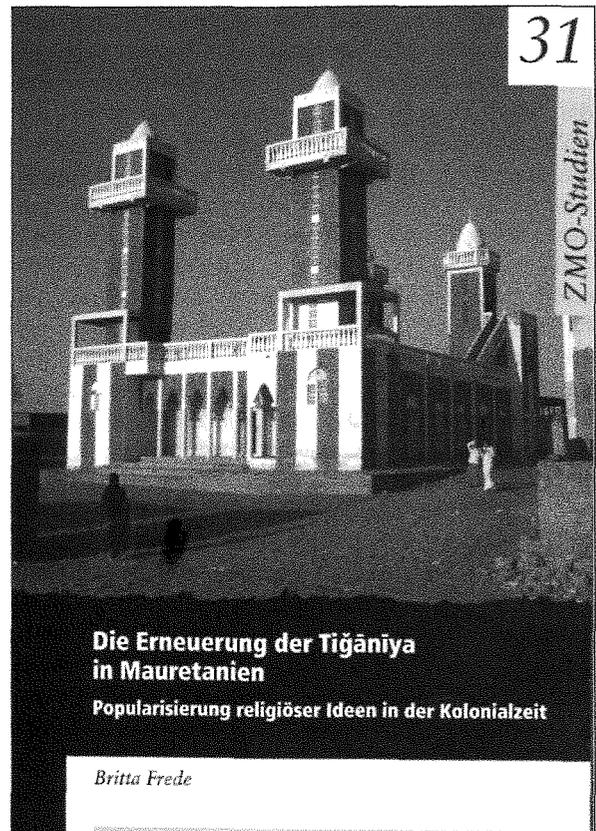
Im zweiten Kapitel geht Emre der Frage nach, warum sich bis Mitte der 1960er Jahre keine sozialdemokratischen Parteien in der Türkei entwickelt haben. Dazu zeichnet er sowohl die Geschichte der CHP als Einheits-Partei nach, als auch die linker Parteien und Bewegungen. Er macht deutlich, dass die Einparteienherrschaft der CHP und staatliche Repressionen nach 1925 linke Parteien und Bewegungen konsequent unterdrückten; zudem propagierten die Kemalisten selbst eine klassenlose Gesellschaft.

Im dritten Kapitel untersucht er die Position der CHP nach 1960. Präzise verfolgt Emre diese im Zeitraum zwischen dem Militärputsch gegen die Regierung Menderes (DP) (27.05. 1960), der Verkündung İsmet İnönü's im Wahlkampf 1965, die CHP stehe links der Mitte, bis zum CHP Kongress 1966, auf dem offiziell die ‚linke Identität‘ der CHP verkündet wurde. Dazu situiert er die CHP im Kontext eines politisch Einfluss nehmenden Militärs, der Auseinandersetzung mit anderen Parteien, aber auch innerparteilicher Machtkämpfe und widerstreitender Positionen. Er macht deutlich, dass die CHP sich zwar zu einer ‚class-friendly‘ allerdings nie zu einer ‚class-based party‘ entwickelt habe.

Im vierten Kapitel vergleicht er die Positionen linker Parteien und Bewegungen (der Arbeiter Partei, der Yön-Bewegung und der kommunistischen Partei), mit denen der (neu) linken CHP an Hand der Beispielfelder Landreform, anti-Amerikanismus bzw. anti-Imperialismus sowie Planwirtschaft. Emre kommt zu dem Ergebnis, dass trotz einer Verschiebung der ideologischen Ausrichtung nach links das historische Erbe der Partei als autoritäres Instrument des Staates, um die Gesellschaft zu kontrollieren, prägend erhalten bleibt. Besonders nach 1995, unter der Führung Deniz Baykals, bemerkt Emre richtig „the party emphasises its nationalism and laicism principles while it has been losing its ties with the labourers, and its democratic and libertarian features were fading (223)“.

Diese ideologische Zerrissenheit hat die CHP bis heute nicht überwunden. Und, so möchte man anfügen, stellt wohl auch einen der Hauptgründe dar, dass sie häufig mehr mit sich selbst, als dem politischen Gegner beschäftigt scheint, ergo es nicht schafft, sich dem Wähler als ernstzunehmende Alternative zur Regierungspartei AKP zu präsentieren.

Charlotte Joppien, Hamburg



Frede, Britta (2014): Die Erneuerung der Tiğāniya in Mauretanien. Popularisierung religiöser Ideen in der Kolonialzeit. – Klaus Schwarz Verlag: Berlin, 576 S.

Der vorliegende Beitrag zur Sozial- und Religionsgeschichte der maurischen Tiğāniya basiert auf der Dissertation der Autorin. Studien zum Islam in Mauretanien, dem geographischen Schauplatz der Arbeit, sind rar, und wie die Autorin aufzeigt, waren Forschungen zum Sufismus in der Region über Jahrzehnte von einer Reihe von zumeist unhinterfragten Grundannahmen durchdrungen, welche dringenden Neuevaluierungen im Wege standen.

Dies betrifft unter anderem den kolonialen Charakter zahlreicher Grundlagenstudien, auf welche immer wieder rekurriert wurde, ohne die dem kolonialpolitischen Kontext geschuldeten, einseitigen Perspektiven auf, und verzerrten Darstellungen von Sufi- und Ṭarīqaphänomenen zu problematisieren.

Andererseits hat sich die These vom Niedergang des Sufismus, welcher vorgeblich schon um das Jahr 1200 begonnen und sich mit der Moderne nochmals unaufhaltsam beschleunigt habe, auch in Bezug auf die Tiğāniya und den Sufismus in Mauretanien, als sehr einflussreich erwiesen. In diesem Sinne ist Fredes Arbeit klar als revisionistisch und Teil einer rezenten Forschung einzustufen, die damit begonnen hat, neue Horizonte im Bereich des Sufismus zu eröffnen.

Im Fokus von Fredes Arbeit steht das Leben des mauretanischen Sufi-Scheichs Šaiḥānī (1907-1986), dessen Zweig der Tiğāniya federführend war bei der lokalen Etablierung der *faïda*-Bewegung, einer im Senegal von Ibrāhīm Niassé (1900-1975) begründeten

und stark umstrittenen *ṭarīqa*-internen Erneuerungsbewegung.

Bemerkenswert an dieser von Šaiḥānī und einigen anderen maurischen Scheichs seiner Generation getragenen Entwicklung ist zunächst einmal die Hierarchieumkehr zu der es dabei gekommen ist, waren es doch zuvor gemeinhin die Senegalesen, welche maurischen Scheichs Gefolgschaft leisteten, und keinesfalls umgekehrt.

Diese Dynamik entfaltete sich einerseits in enger Verbindung zu politischen Entwicklungen, welche von der französischen Kolonialmacht in Gang gesetzt worden waren, hatte aber selbstverständlich auch viel mit den religiösen Elementen der Erneuerungsbewegung Niasses zu tun.

Als zentrale Grundkonzeptionen werden hierbei von der Autorin die namensgebende *faida* (Emanation), *tarbiya* (Erziehung des Adepten durch den Scheich) und der *ḡaḍb* (Zustand der Anziehung bzw. Entrückung) ausgemacht. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass Frede ihren Fokus auf Šaiḥānī, seines Zeichens auch Enkel des Begründers der Ḥāfiẓīya, des vor der Ausbreitung der *faida*-Bewegung lokal dominanten Tiḡānīyazweiges, dazu benutzt, großes Augenmerk auf die involvierten Übergangsprozesse zu legen und ihre Beschreibung des Aufstiegs der *faida* auf einer detaillierten Darstellung der historischen Entwicklung der Ḥāfiẓīya zu gründen.

Die Betonung von *faida*, *tarbiya* und *ḡaḍb* hingegen stellt eine gleichsam wohltuende Abweichung von der traditionellen wissenschaftlichen Konzentration auf das *baraka* (Segen) Konzept, welches gemeinhin als Basis spiritueller Autorität betrachtet wird. Stattdessen spielt in Fredes Arbeit, bedingt durch seine große Relevanz in den Quellentexten, das Konzept der Gabe (*ḥadiya*), analysiert anhand der Beobachtungen von Marcel Mauss, eine gewichtige Rolle. In der Tat kommt in der Arbeit die Relevanz von verschiedenen etablierten Formen der Gabe, sowohl für Autoritätshierarchien zwischen Scheich und Adept, als auch zwischen Scheich und Scheich, sehr deutlich zur Geltung. Dies wirft natürlich die Frage auf, ob ganz ähnliche Konfigurationen nicht auch in anderen Sufitraditionen anderer Weltgegenden vorzufinden wären.

Fredes Ansatz könnte demnach durchaus einen wichtigen Beitrag für die Erforschung des *ṭarīqa*-basierten Sufismus im Allgemeinen darstellen. Auch bezüglich des oft schwer greifbaren Phänomens der *ṭarīqa* erscheint die Herangehensweise der Autorin, sie gleichsam als Pfad, Praxis und Institution zu definieren als hilfreich. Ähnliche Sensibilität beweist sie hinsichtlich des Begriffs des *taḡdid*, der eben nicht nur im Sinne von Erneuerung verstanden wird, sondern – etablierter Verwendung innerhalb der Tiḡānīya folgend – auch als erneute Einpflanzung (von Rezitationsformeln etc.).

Aus Fredes Darstellung geht eindeutig hervor, dass Niassa und seine maurischen Anhänger keineswegs einen radikalen Bruch mit der Tradition der Ḥāfiẓīya betreiben wollten. Nichtsdestotrotz erfuhr das Pfadmodell eine grundlegende Veränderung, welche ins-

besondere mit den Konzepten der *faida* und des *ḡaḍb* zu tun hatte. So erhielt etwa der im Sufismus der Periode durchaus kontrovers diskutierte *ḡaḍb* Zustand eine überwiegend positive Konnotation, und die Scheich-Adepten-Beziehung wandelte sich dadurch gravierend, dass potentiell jeder in der Nähe eines *faida* Scheichs nun den *ḡaḍb* erfahren konnte.

Tatsächlich scheint das gehäufte Auftreten von *ḡaḍb* Zuständen bzw. die Popularisierung von Tranzendenzerfahrungen durch die *faida* einen gewichtigen Teil der Ausbreitung der Bewegung Niasses, des Inhabers der Emanation (*ṣāhib al-faida*), dargestellt zu haben. Außerdem gehören Fredes Berichte über und Beobachtungen von *ḡaḍb* Zuständen zweifelsohne zu den interessantesten Stellen des Buches.

Eine weitere Stärke des Werkes, die nicht unerwähnt bleiben sollte, ist, dass es auch an historischen und sozialhistorischen Beobachtungen viel zu bieten hat. So eröffnet es wichtige Perspektiven auf die Kolonialzeit in Mauretanien und ihren Einfluss auf lokale religiöse Entwicklungen, inklusive der Rolle kolonialer „Islamexperten“.

Auf der theoretischen Ebene führt die Autorin eine hilfreiche Unterscheidung zwischen autoritäts- und machtorientierten islamischen Bewegungen ein, während auf der praktischen Ebene sehr gute Beobachtungen zur Politisierung des religiösen Feldes auf der einen und der Islamisierung des politischen Feldes auf der anderen Seite, sowie Anschauliches zur Mikrogeschichte kolonisierter Gesellschaften, vorzufinden sind.

Auch die ökonomischen Aspekte des Erfolges der *faida*-Bewegung bleiben ebenso wenig unbeachtet, wie die Rolle und Position der Frauen in der Bewegung. Während sich hierbei Lesarten der *faida* als weiblicher Emanzipationsbewegung als schwer haltbar erweisen, so wird doch die Rolle weiblichen Engagements als wesentlicher Voraussetzung für die Etablierung der Bewegung umso deutlicher.

Hochinteressant sind auch die Perspektiven auf den Beitrag Šaiḥānīs und anderer Scheichs der Bewegung zur Modernisierung der maurischen Gesellschaft in der Region des Li'gul. So brachten die *faida*-Scheichs nicht nur von traditioneller ausgerichteten religiösen Autoritäten kritisch geäußerte Technologien in die Region, sondern erwiesen sich auch als federführend bei der Sedentarisierung der lokalen Idaw 'Alī, wie anschaulich anhand von Dorfgründungen und damit verbundenem Infrastrukturaufbau beschrieben wird.

Zu kritisieren gibt es an so einer meisterhaften Studie naturgemäß nur wenig. Etwas wunder nimmt allerdings etwa die Aussage, dass Lehrgedichte spezifisch eine an „bildungsferne Adepten“ adressierte Form der Literatur darstellen würden (183). Ohne besondere Kenntnis des lokalen Kontexts, bleibt hierzu doch anzumerken, dass Lehrgedichte, sei es jetzt auf dem Gebiet der arabischen Grammatik, der Glaubensgrundsätze oder des Sufismus, zu aller Zeit als grundlegende Komponente des islamischen Bildungssystems fungiert haben, und somit schwerlich als ein Symbol für eine Bildungsferne einzustufen sind. Frankreichs Selbstpräsentation als „muslimische

Macht“ geht selbstverständlich nicht lediglich bis zur Besetzung Algeriens zurück (236), sondern wurde schon zu Zeiten von Napoleons Einmarsch in Ägypten als Propagandainstrument kultiviert.

Talqin bezeichnet außerhalb des Sufismus nicht einfach nur „die gemeinsame Rezitation des Glaubensbekenntnisses am Sterbebett eines Muslims“ (394). In der Tat entzündeten sich insbesondere in der Moderne Diskussionen um den *talqin*, vor allem an den angeblich auf schwachen Hadithen basierenden Instruktionen für den Toten bezüglich der Grabesbefragung, welche entweder am Totenbett oder aber am Grab selbst eingeflüstert werden.

Auch die Rolle Chinguettis, nicht nur als wichtiges Zentrum für die *Tiġāniya*, sondern auch als Gelehrtenzentrum für die gesamte malikitische Welt, sowie für den globalen Salafismus der Nachfolger al-Albānīs erscheint nur ungenügende Betonung zu erfahren.

Solcherlei Kritikpunkte sind jedoch offenkundig lediglich peripherer Natur, während die Lektüre des vorliegenden Bandes weit über die Grenzen jener, die mit dem Islam in Mauretanien befasst sind, hinaus dringend empfohlen wird.

Philipp H. Bruckmayr, Linz

James, Lawrence (2014): Churchill and Empire. Portrait of an Imperialist. – Phoenix: London, VIII, 452 S. [in alphabetischer Reihenfolge nach Verfasser-namen]

Rogan, Eugene (2015): The Fall of the Ottomans. The Great War in the Middle East, 1914-1920. – Allan Lane: London, XXVI, 485 S.

Rutledge, Ian (2014): Enemy on the Euphrates. The Battle for Iraq, 1914-1921. – Saqi: London, XXXII, 477 S.

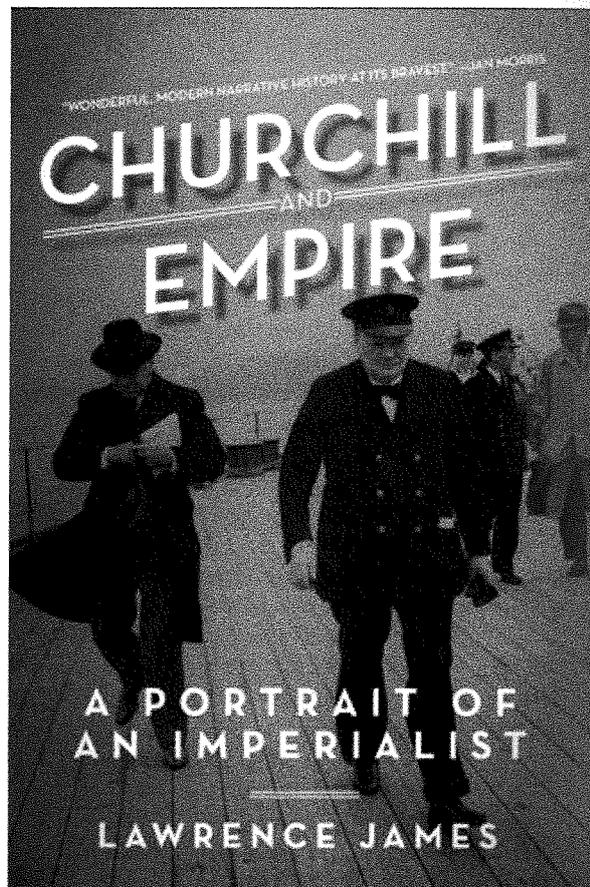
Townsend, Charles (2011): Where God Made Hell. The British Invasion of Mesopotamia and the Creation of Iraq 1914-1921. – Faber: London, XXIV, 591 S.

Ulrichsen, Kristian Coates (2014): The First World War in the Middle East. – Hurst: London, IX, 263 S.

Als im Ersten Weltkrieg die Kämpfe tobten, nicht nur an den europäischen Fronten, sondern auch im Nahen Osten, der oft als Nebenschauplatz (*subsidiary theatre*) abgetan wurde, kamen dem ungenannten Verfasser eines Artikels über das Kriegsgeschehen in Mesopotamien die Erzählungen von *Tausendundeine Nacht* in den Sinn. Von der romantischen Atmosphäre der *Arabian Nights Entertainments*, wie die Geschichten im englischen Sprachgebrauch der Zeit genannt wurden, sei in dem Gebiet zwischen Bagdad und dem Persischen Golf nichts übrig geblieben. So begann er, seinen mit Photographien illustrierten Artikel, *The Glorious and Terrible Campaign of the Mesopotamian Army*, veröffentlicht am 22. Januar 1916 in *The Great War – The Standard History of the All-Europe*

Conflict. In alten Zeiten, so heiße es, konnte ein Hahn von Haus zu Haus hüpfen, von Basra, der Stadt Sindbads, über Babylon und Seleukia, zur Hauptstadt Harun al-Raschids. Doch seitdem die Mongolen, die Türken und die Nomaden Arabien eine der fruchtbarsten Gegenden auf Erden, überschwemmt hätten, sei der Landstrich zwischen Tigris und Euphrat zu Wüstensand und Dschungel mit Schilfrohrdickicht verkommen, die der mesopotamische Löwe durchstreife, Babylon zu einer der trostlosesten Einöden in Asien.

Die Stimmung an der Front, wie sie der Artikel wiedergibt, war freilich gedämpft, der Feldzug war alles andere als ein 'glorreicher' Triumphmarsch, vor allem die klimatischen Bedingungen machten den Soldaten zu schaffen, oft mit fatalen Auswirkungen. "Die Kampagne in Mesopotamien war ein Alptraum." Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Artikels war die Evakuierung der alliierten Truppen von Gallipoli gerade abgeschlossen, die Kapitulation von Kut Ende April 1916 stand noch bevor, Bagdad wurde erst im März 1917 eingenommen.



Ein knappes Jahr vor der Veröffentlichung des Artikels herrschte in britischen Regierungskreisen Hochstimmung über die Kriegsführung. Der Marineminister (*First Lord of the Admiralty*), Winston Churchill, ließ seinen Träumereien (*reveries*) über den geplanten Angriff auf die osmanischen Stellungen auf den Dardanellen freien Lauf. Er war "erregt" (*thrilled*) in Erwartung der militärischen Expedition, wie er am 23. Februar 1915 seinen Gästen nach einem Abendessen